

Grenzen der Effizienz

Auf der Suche nach verallgemeinerungsfähigen Lebensweisen

Otto Ullrich

Die Suche nach „neuen Wohlstandsmodellen“ oder nach den Bedingungen für ein „gutes Leben“ ohne Naturzerstörung und Menschenzurichtung führt in der Konsequenz zu einer tiefgreifenden Kritik am westlichen Zivilisationsmodell. Was in diesem Zusammenhang ansteht, ist eine paradigmatische, also bis in die Glaubensgrundlagen hinabreichende Abwendung vom Industrialismus, vom kapitalistischen Produktivismus und Konsumismus.

Man kann die Wirkung des kapitalistischen Industrialismus stofflich, zeitlich und räumlich beschreiben, denn es fand eine Industrialisierung der Stoffe und eine Industrialisierung von Raum und Zeit statt. Der Fortschrittsmythos der Moderne hat die stofflichen, zeitlichen und räumlichen Realitäten entgrenzt, entheiligt, entsinnlicht, homogenisiert, für beliebig manipulierbar und verfügbar erklärt und einer zerstörenden Prozeßdynamik unterworfen.

Das ökologisch orientierte Nachdenken und Handeln ist für den **stofflichen** Aspekt am weitesten vorangekommen. Einige wichtige Stichworte sind hier: Im Industrialismus gibt es einen *falschen Umgang* mit den Naturstoffen, es werden die *falschen Stoffe* verwendet, und die *Eingriffstiefe* ist viel zu groß. Zusätzlich gibt es das *Mengenproblem*. Der Industrialismus arbeitet mit einem viel zu hohen Stoff- und *Energiedurchsatz* durch die Gesellschaft. Mit entsprechendem Aufwand lassen sich durch *Effizienzsteigerungen* zum Teil beeindruckende *Prozentsätze* an „Einsparungen“ bewerkstelligen. Aber für ein verallgemeinerbares Lebens- und Wirtschaftsmodell sind stofflich-energetische *Abrüstungen* nicht um Prozentsätze, sondern um *Faktoren* erforderlich. Für viele ökonomisch verwendete Stoff- und Energieumformungsprozesse wird eine *Niveaureduzierung* auf rund *ein Zehntel* erforderlich sein, verbunden mit einer anderen stofflich-energetischen Basis des Wirtschaftens und Haushaltens, auf der Grundlage einer *Allianztechnik* und Mitproduktivität der Natur.

Die Grenzen von „MIPS“

Aufgrund dieser Sachverhalte können isolierte stoffliche Effizienzbestrebungen, etwa in der Form der Optimierung des Materialeinsatzes pro Dienstleistungseinheit (MIPS), schnell in die Irre führen. Es ist unsinnig, ein vorhandenes Produkt oder technisches Verfahren in der Effizienz zu steigern, wenn dieses auf einer falschen stofflichen Basis operiert, die Eingriffstiefe zu groß ist oder die erwartbare Einsparung, gemessen an der Verallgemeinerbarkeit, viel zu niedrig ist. (Beispielsweise sind fast alle Produkte der synthetisierenden Petrochemie ein unsinniger Gegenstand der Materialoptimierung.) Ebenso ist es fragwürdig, Elemente eines Techniksystems zu optimieren, wenn das System selbst zu den Problemerzeugern gehört. Ein Beispiel ist das MIPS-optimierte Auto. Das System der *individuellen Massenmotorisierung* ist hier das Problem. Jede denkbare technische Effizienzsteigerung wird hier durch den Masseneffekt kompensiert und bleibt in der Summe für dichtbesiedelte Räume unakzeptabel und ist zudem nicht verallgemeinerbar.

Auf der anderen Seite gibt es Produkte, die durch Materialeinsparungen ihre Qualität verlieren können. Man kann beispielsweise einen Tisch so lange materialoptimieren, bis er nur noch seine dünne Funktionalität als Gebrauchsgegenstand übrigbehält, dabei aber seine „Gediegenheit“, seine „Ausstrahlung“, seine vererbte Dauerhaftigkeit verloren hat. Dauerhafte Produkte sind so trotz ihrer Materialfülle die weniger verschwenderischen. Ein großer Teil der industriellen Müllberge entsteht ja durch die hohe Umschlagrate modisch kurzlebiger Produkte, die einzeln durchaus materialoptimiert sein können.

Bei der Stoffoptimierung muß also zunächst das Hauptaugenmerk auf der *Produktauswahl* und dem *systemaren Vergleich* liegen. Man wird dabei nicht umhinkommen, sich sehr genau mit der *Gebrauchswertqualität* bestimmter Produkte zu befassen. Der Industrialismus hat ja, passend zu seiner Freihandelsdoktrin, das Modell der unendlichen Bedürftigkeit in Szene gesetzt. Durch angestrenzte wissenschaftliche Innovationstätigkeit werden ständig neue und angeblich verbesserte Produkte auf

den Markt gedrückt. Herausgekommen ist dabei eine unendliche Warenfülle mit einer gegen Null gehenden Gebrauchswertqualität und Gebrauchszeit, verbunden mit Müll-Lawinen und einer generationenlangen Müllzeit.

Neue Wohlstandsmodelle

Ich vermute, daß ein wünschenswertes „neues Wohlstandsmodell“ sehr eng verknüpft sein wird mit einer kleinen Zahl „wirklich guter Dinge“, die nicht dieser verschleißenden Innovationsdynamik unterliegen, die Erfahrungen früherer Generationen in sich aufnehmen und die sich nur sehr behutsam verändern. Der „Warenkorb“ für eine verallgemeinerbare „neue Lebensweise“ wird nicht ableitbar sein aus dem Warenkorb der warenintensiven Lebensweise, lediglich bearbeitet von Effizienzingenieuren. Die beiden Warenkörbe werden sich in der Menge, der Art der Produkte und den Materialien unterscheiden. Vielleicht sollte man zur Anregung der Diskussion einmal einen solchen neuen Warenkorb skizzieren. Überlegungen in diese Richtung führen auch vor Augen, daß „Effizienz“ eine Kategorie des Industriezeitalters ist, verwandt mit der industriell erzeugten „Knappheit“. Zum Kontext eines „guten Lebens“ jenseits der markterobernden Materialschlachten werden eine „Ökonomie der Fülle“, die „Verausgabung“, der „satte Stoffeinsatz“ eher gehören als Effizienz und eine Welt voller MIPS-Apparate.

Die Eingriffstiefe für die Industrialisierung von **Zeit und Raum** ist nicht weniger dramatisch als die für die Stoffe. Da dies jedoch stärker kulturelle Veränderungen erzeugt hat, sind die „Schadwirkungen“ schwerer zu erkennen. Dennoch sind für das Thema Zeit und für eine „Ökologie der Zeit“ vor allem in den letzten Jahren sehr interessante Ansätze und Diskussionen entstanden. Die bisherige *Umweltverträglichkeitsprüfung* war im wesentlichen eingeengt auf den stofflich-energetischen Aspekt. Als notwendige Ergänzung wird nun eine *Zeitverträglichkeitsprüfung* angemahnt.

Einige Stichworte für eine Kritik der industrialisierten Zeit sind: Entschleunigung, Recht auf Eigenrhythmen, Eigenzeit, Anschmiegen an Naturrhythmen, Hege und Pflege von sozialen und kulturellen Chronotopen, Wiedergewinnung von Genußfähigkeit durch materielle Genügsamkeit und Gemächlichkeit, Recht auf Faulheit. (Zur Kritik steht hier der gesamte Komplex der industriekulturellen Arbeitsethik an.)

Es gibt Verfahren und Prozesse, die für ihre „Reifung“ Zeit benötigen und die kaum abgekürzt oder beschleunigt werden können. Im sozial-kulturellen Bereich sind es vor allem demokratische Beteiligungen, die viel Zeit benötigen und keine „Beschleunigungsgesetze“ vertragen. Wenn endlich mehr Demokratie gewagt werden soll, müßten eine ganze Reihe von Institutionen entschleunigt werden. Dazu gehörte der auf Innovationshutz getrimmte Wissenschaftsbetrieb.

Auch im stofflichen Bereich gibt es viele Prozesse, die für ihre „Reifung“ Zeit benötigen oder deren Eigenzeit nicht ungestraft verkürzt werden darf. Beispiele in der Nahrung sind Gärungsprozesse. (Milchprodukte, Getränke, Brot). Ein Roggenbrot beispielsweise braucht für seine Reife mit Sauerteig Zeit. Alle Versuche, diese Zeit mit „Beschleunigern“ abzukürzen, verderben die Bekömmlichkeit des Brotes. Eine nur auf Effizienzsteigerung angelegte Betrachtung ist blind für die Qualitätsverschlechterung durch die unzähligen „Beschleuniger“ in der Lebensmittelindustrie. Auf der anderen Seite wird die Qualität von Nahrungsmitteln verschlechtert durch die Haltbarmachung für eine kontinuierliche großräumige Vermarktung. Um die begrenzte Genußzeit zu verlängern, werden den Lebensmitteln wichtige „Vitalstoffe“ entzogen und Konservierungsmittel zugefügt, sowie durch „Geschmacksverstärker“ wieder aufgepäppelt. Das läßt sich alles sehr effizient gestalten. Aber aus Lebensmitteln werden bloße Nahrungsmittel, manchmal auch nur Kalorienträger. Für ein „gutes Leben“, zu dem gesunde Lebensmittel gehören, müßte sorgfältig geprüft werden, welche Lebensmittel eine Manipulation ihrer Eigenzeit ohne Qualitätseinbuße nicht dulden.

Besonders problematisch sind Effizienzsteigerungen in der Landwirtschaft. Die Leistungssteigerungen bei der „Produktion“ von Milch und Fleisch etwa gehen in der Regel brutal und gnadenlos auf Kosten der Tiere, und selbst mittelfristige Effizienzgewinne beim Pflanzenanbau werden meistens mit langfristigen Schädigungen von Pflanzen und Böden erkaufte. In diesen Bereichen ist also beson-

ders deutlich zu erkennen, daß das „Mehr-Herausholen-pro-Einheit“ sehr oft verbunden ist mit einer Kostenverschiebung.

Es gibt viele andere Beispiele für die Qualitätseinbuße und Mitweltbeeinträchtigung durch industrielle Beschleunigungen. Farben und Lasuren der Naturstoffchemie benötigen zum Trocknen eine längere Zeit als die Produkte der synthetisierenden Chemie. Hier wurde Zeit durch Gift ersetzt. Holz braucht zur Ablagerung viele Jahre. Die Umschlaggeschwindigkeit des Marktes verwandelt darum wunderschönes Vollholz in vergiftete Spanplatten mit einer kunststoffbeschichteten Holzfaserimitation. Nicht abwarten können führt hier zu Schundprodukten aus qualitativ viel höherwertigen Ausgangsstoffen.

Auf der Suche nach den „wirklich guten Dingen“ für ein „gutes Leben“ muß man sich konkret einlassen auf die sinnlich-ästhetischen Qualitäten und Eigenheiten der Gegenstände, was viel mehr ist als ein ingenieurmäßig durchgeführter Warentest für Energieverbrauch und Materialeffizienz.

Region und Nahraum

Eine kritische Diskussion zur **Industrialisierung des Raumes** ist im ökologischen Diskurs bis jetzt am wenigsten entfaltet. Es sieht so aus, daß die Entgrenzung des Raumes, die selbstverständliche Großräumigkeit von Aktionsfeldern für Warenströme, Berufsausübung oder Urlaub, das selbstverständliche Ziel einer möglichst schnellen und mühelosen Überwindung großer Entfernungen zu den hartnäckigsten Bestandteilen des Fortschrittsmythos gehören. (Vielleicht hängt die starke Ausblendung des Raumthemas aus dem ökologischen Diskurs auch mit dem alltäglichen Raumbemächtigungsverhalten selbst von Umweltwissenschaftlern zusammen: Der typische Energie- und Stoffökologe jettet so selbstverständlich durch die Gegend wie die kritisierten Gegenspieler in Politik und Wirtschaft.)

Raumaspekte findet man hier und da im Zusammenhang mit dem Zeitthema erwähnt, aber kaum systematisch behandelt. Die durchaus zahlreiche Literatur über *Regionalisierung* hat ja in der Regel die Zielsetzung, die „endogenen Entwicklungspotentiale“ einer zurückgebliebenen Region zu mobilisieren, damit sie fit wird zum Wettkampf in großräumigen Märkten. Regionalisierung wird bislang nur selten als *Gegenmodell* zum „Wettkampf ohne Sieger“ auf dem Weltmarkt entwickelt, als Gegenmodell zur großräumigen Freihandelsreligion des kapitalistischen Industrialismus.

Stichworte in diesem Zusammenhang sind: Es müssen die „sozialkritischen Größen“ für Einrichtungen, Städte, Gemeinden, Märkte usw. herausgefunden werden. Es sollte zwischen „Glücksgütern“ und „Größengütern“ unterschieden werden. Letztere werden nur benötigt, wenn sozialkritische Größen überschritten werden. Zur Wiederbelebung der Nahräume, der Nahraumwirtschaft, der Subsistenztätigkeit ist eine angemessene „Widerständigkeit des Raumes“ erforderlich, eine schrittweise Verringerung der Fernerreichbarkeit zugunsten der Naherreichbarkeit. Anzustreben wäre, daß der Hauptteil des für eine Region wichtigen stofflich-energetischen, Geld- und Datenflusses möglichst in regionale Kreisläufe eingebunden ist. Zur stofflichen Umweltverträglichkeitsprüfung und zur Zeitverträglichkeitsprüfung käme die *Raumverträglichkeitsprüfung* hinzu.

Eine Fundamentalkritik ist in diesem Zusammenhang für das Vergesellschaftungsmodell der Moderne erforderlich. Der herrschenden zentralmachtorientierten Vergesellschaftung wäre die „assoziative Vergesellschaftung“ entgegenzusetzen. Die „Assoziation der relativ autonomen Kommunen“ wäre das zukunftsverträgliche und demokratisierungsfähige Gegenmodell zum zentralbürokratischen „Europa“ der freien Fahrt für freie Güter. Für die Ausbildung von Demokratie ist die überschaubare Einflußsphäre, die erkennbare Mitbestimmungsmöglichkeit der Vorgänge in der erfahrbaren Nähe unabdingbar. Wenn immer mehr Entscheidungen wegwandern hinter die Nebelwand einer fernen, nicht angreifbaren Bürokratie, werden die Strukturen für totalitäre Regime gezimmert und nicht für Demokratien. Bedingungen für eine demokratische Selbstbestimmung sind ohne eine systematische Größenkritik und Größenbestimmung nicht zu erhalten. Es wundert mich immer wieder, wie wenig wissenschaftliche Aufmerksamkeit das Größenthema hat und daß beispielsweise von der Politikwissenschaft keine vernehmbare, systematische Kritik an der gegenwärtigen politbürokratischen Konstruktion der europäischen Wirtschaftsunion erfolgt. Allein das mehr als vage Versprechen, daß

durch einen großräumigen Markt wieder mehr Lohnarbeitsplätze geschaffen werden könnten, scheint alles kritische Nachdenken zuzukleistern.

Ikone „internationale Konkurrenzfähigkeit“

Keine Ikone früherer Religionsgemeinschaften ist so inbrünstig angebetet worden wie in der heutigen Religionsgemeinschaft der „Marktwirtschaftler“ das Heiligenbild „internationale Konkurrenzfähigkeit“. Ihm wird buchstäblich alles geopfert, und die damit verbundenen Heilsversprechungen werden immer weniger eingelöst. Wenn es nicht gelingt, die großräumige warenproduzierende Wettkampfdynamik zu brechen, wird man alle Bemühungen der Effizienzverbesserungen wirkungslos verpuffen sehen. Solange der Typus der industriellen Lebensweise (Selbstverkauf als Arbeitskraft, Definition des Lebenssinns durch den unermüdlichen Kauf von materiellen Produkten und Dienstleistungen, Aufrechterhaltung dieses Prozesses durch ständiges angestregtes Hervorbringen neuer, neuerer und noch neuerer Konsumgüter im verbissenen Wettkampf aller gegen alle), solange dieses „moderne Selbstverständnis“ bei uns bewußtseins- und realitätsprägend bleibt und somit der Welt als Vorbild, wird jede auch noch so revolutionäre technische Effizienzsteigerung in kürzester Zeit kompensiert sein durch neue Konsumwelten, Arbeitsplatzbeschaffungsmaßnahmen und unendliche „Nachholebedarfe“ der jeweils Zurückgebliebenen in diesem Wettlauf.

Die Suche nach neuen Wohlstandsmodellen, die nicht im rasenden Tempo alle Erdschätze in giftigen Müll verwandeln, muß Ausschau halten nach Lebensweisen, deren Sinn sich nicht durch Kauf und Verkauf definiert. Ökonomische und technisch-wissenschaftliche Rationalität müssen wieder eingebunden werden in einen normativ begrenzenden kulturellen Kontext. Darum wird es auch kein sinnvolles Konzept für eine universalistische Lebensweise geben. Kultureingebundene Lebensweisen können sich sehr unterschiedlich ausformen. Sie werden nicht vergleichbar sein entlang von Meßskalen des Höher- oder Unterentwickelt, des Besser oder Schlechter. Nur eines müßten sie gemeinsam haben: Sie dürften nicht dem industriellen Produktivismus und Konsumismus nacheifern. („Nicht universalistisch“ und „verallgemeinerungsfähig“ stehen hierbei nicht im Widerspruch.)

Das erforderliche Vorbild des „Westens“ für eine verallgemeinerungsfähige Lebensweise kann so zunächst und vor allem nur darin bestehen, daß er sich deutlich erkennbar von der warenintensiven Lebensweise verabschiedet, also letztlich vom kapitalistischen Industrialismus. Für diesen Prozeß werden soziale Innovationen um Größenordnungen wichtiger sein als wissenschaftlich-technische Innovationen. Beispielsweise würde vermutlich die winzige und kostenlose soziale Innovation, Werbespots im Umfeld von Kinderfernsehprogrammen zu verbieten, um den „Konsumterror“ der Kids gegen ihre Eltern etwas zu mildern, die Müll-Lawine spürbarer verringern als die angestregte Arbeit ganzer Heerscharen von Effizienzingenieuren.

Die skizzierten stofflichen, zeitlichen und räumlichen Aspekte hängen eng zusammen und ein verallgemeinerbares Modell für ein „gutes Leben“ wird ohne eine Entindustrialisierung in allen drei Bereichen nicht zu haben sein. Der Beitrag der Industriegesellschaften für eine verantwortbare Erdpolitik wird weniger eine Effizienzrevolution als vielmehr eine Kulturrevolution sein müssen.

Leicht verändert veröffentlicht in epd-Entwicklungspolitik 5/6(März)96 unter dem Titel: **Die Grenzen von „Faktor 4“**